

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 9

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 9 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 1. März 1924

Welt und Du.

Von Heinrich Hart.

Wird dir die Welt zu trüb, geh in dich ein
Und fah die Flammen an, die nie verwehn,
Durchglüht von deiner Innensonne Schein.

Wird dir die Welt zu fremd, geh in dich ein,
Dich in der Seele Gärten zu ergehen;
Laß deine Heimat in dir selber sein.

Wird dir die Welt zu eng, geh in dich ein;
In dir sind Weiten, die du nie begangen,
Unendlichkeit ist deines Wesens Sein.

Wird dir die Welt zu arm, geh in dich ein;
Dort wirst du Reichtum ohne Last empfangen,
In dir ist alles Gold und Edelstein.

Wird dir die Welt zu schwer, geh in dich ein,
Auf lichter Traumesflut dahinzugleiten,
Berauscht von deiner Sehnsucht goldnem Wein.

Wird dir die Welt zu laut, geh in dich ein;
Ruh aus in deiner Seele Einsamkeiten,
Ach, aller Friede wohnt in dir allein,

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgechichtliche Novelle von Adolf Böttlin.

4

„Als ich am frühen Tag“, erzählte das Fräulein der erstaunten Lebtissin weiter, „das Fenster meines Zimmers geöffnet und mich wieder in mein Nestchen zurückgegeben hatte, um noch ein Weilchen mit offenen Augen in den Morgen hinaus zu träumen, sah ich, wie ein mächtiger weißer Schmetterling beständig in mein Fenster hinein- und dann wieder hinausschwankte. Sein Spiel ergötzte mich; als er jedoch nicht von der Stelle wollte, trieb mich die Neugier zu ihm hin. Was war's? In Schmetterlingsgestalt zusammengefaltet und an einem dünnen Faden hängend dieses feine Papierchen. Ich glaubte, es sei ein Morgenschärz meines im obern Stockwerk wohnenden Vaters. Es rührte aber von einer andern Seite her. Seht doch!“

Sie glättete die untere Ecke des zusammengefalteten Schriftstückes aus und wies leuchtenden Auges auf zwei kleine, gekreuzte Schwerter hin, die dort eingezzeichnet waren.

„Von Schwerter!“

„Gewiß! Ist das nicht ein hübscher Morgengruß?“

Als die Nachbarin Agathas das geheimnisvolle Bezeichnen der beiden Frauen genugsam verfolgt hatte, benachrichtigte sie die Schultheissin davon durch die Ellenhögen ihrer Nachbarinnen und indem sie ihr zugleich eine Wasserwelle entgegenschickte. Die Schultheissin ließ ihr Strickzeug ruhen, legte es auf den Tisch und rückte die Brille auf ihrer Nase zurecht behufs richterlicher Beobachtung. Als sie sich des gesellschaftlichen Vergehens genügend versichert

hatte, schob sie die Brille auf das gedeihlichere Ende ihrer Nase, richtete sich in ganzer Schultheisslicher Fülle und Würde auf und schellte mit dem Glöckchen:

„Liebste Gesellinnen! Dort unten treibt jemand Heimlichkeiten; es ist die hochwürdigste Lebtissin und Fräulein Bürgermeister Großmann. Die erste Richterin mag eine Buße vorschlagen!“

„Sie soll ein Dutzend Spanischbrötli zum weißen Abendwein leisten.“

Die zweite Richterin ergänzte den Vorschlag auf zwei Dutzend Stück von diesem vortrefflichen Pastetengebäck. Die Statthalterin, die bereits wußte, daß alle guten Dinge in der heiligen Dreizahl vorhanden sein müssen, sprach von drei Dutzenden. Die Sädelmeisterin jedoch, in Erwägung, daß ein Reservefonds immer erwünscht und überdies die Rostenteilung für die zwei zu büßenden Personen eine leichtere sei, wenn vier Dutzend Spanischbrötchen geliefert würden, schlug diese Zahl vor. Und dabei blieb es nach der Abstimmung. Die beiden Bestrafsten nahmen den Entschied unter heiterem Lächeln entgegen und besorgten gleich die Bestellung durch eine Dienerin.

Als hierauf Magdalena ihr Erlebnis mit den Schmetterlingen erzählte, horchten alle der naiven Schilderung gespannt zu; als sie aber das hartnäckige Verbleiben des Weibchens erwähnte, meinte eine anwesende Reformierte nicht ohne Spott:

„Das war ja eine regelrechte Abtissin von einem Schmetterling, Jungfrau Agatha, habt Ihr nicht Lust, Euch des Zisterzienserschmetterlings anzunehmen und ihn seinem Gespons nachzuschießen?“

Da jede religiöse Spötterei verpönt war, wurde auch diese Delinquentin zu harter Strafe gezogen.

Nachdem die Gesellinnen unter allerlei frohmütigem Scherz, der ja verfahrene Gemüter besser ins richtige Geleise bringt als Wasser und Wunderkuren, mehr als drei Stunden, bald sitzend, bald liegend gebadet, begaben sich die meisten von ihnen noch für eine halbe Stunde in das allgemeine Bad, den „Kessel“, das größte und wärmste, weil dort das Wasser ohne jede Herleitung heiß aus dem Boden quoll. „Herren“ und „Frauen“ kamen dahin, um neben anderen Badegästen noch eine allgemeine und eindringendere Erwärmung zu nehmen. Unfruchtbare Frauen zogen dieses Bad, oft mit erkledlichem Erfolg, dem fächeren vor. Agatha aber ging dorthin, weil der Vater sie dort erwartete, und Magdalena, weil sie das Mädchen überallhin zu begleiten liebte.

Als die beiden durch den Gang schritten, welcher aus dem Frauenbad in den Kessel hinüberführte, fühlte die Abtissin neuerdings und schmerzlicher den Stich, den ihrem Herzen die spitze Zunge der Reformierten versetzt hatte. „Werden wir belauscht?“ fragte sie sich, „hat man seine Hand in der meinen gesehen?“ und sie fasste den tühlen Vorsatz, dem Bürgermeister mit ihrer ganzen geistlichen Weise zu begegnen. „Was ist er mir doch? Und bin ich nicht Abtissin? Ich bin und will es sein mit voller Kraft. Und doch — warum konnte ich nicht beten?“

Als Magdalena und Agatha zuletzt von den Frauen in der Halle erschienen, empfing sie eine feierliche Stille, wie sie unter Badenden ganz ungewöhnlich war. Das weiche Geplätscher im Wasser hörte auf, und aller Augen richteten sich auf die beiden schönen Gestalten. In einem entfernten Winkel der fünfzig Personen fassenden Halle saß Abt Petrus und schielte verwegener zu den beiden schlanken, schöngeformten Baderinnen, welche ohne aufzuschauen, Hand in Hand die Stufen zum Wasser hinunterstiegen und sich in eine Ecke zum Bürgermeister und seinem Begleiter setzten; aber jetzt vermochte keine von ihnen ein leises Erröten zu verbergen, obwohl Magdalena all ihre Sammlung bewahrte; denn das Ansichthalten war ihnen seit diesem Morgen auf wunderbare Weise abhanden gekommen; die jugendliche Eisdecke, welche bisher auf ihrem weiblichen Fühlen gelegen, war durchbrochen, so daß die Strahlen liebender Männeraugen ungehindert hineindrangen und das kleine, doch unergründliche rote Meer des Herzens in Wallung versetzten.

Für Magdalena war die Lage nicht behaglich. Denn während der Bürgermeister mit sichtbarem Wohlgefallen die zarte Pfirsichblütenfarbe, die unter dem leichten Badgewand aufquellend erglühte und wieder verblaßte, ununterbrochen betrachtete, glaubte der Abt, auch im Bade noch sein Visitationsrecht ausüben zu müssen und schickte forschende Blicke nach der Gruppe, der Magdalena angehörte. Freilich war ihre kindliche Furchtsamkeit vor dem Abt völlig verschwunden, denn im Bade war er so ganz und gar nur ein Mensch, wie die schlimmen Zürcher behaupteten. Und wenn

sie von der kraftvollen Brust des ritterlichen Bürgermeisters hinweg auf die weiblichen und übervollen Contouren des Abtes blickte, überkam sie ein Gefühl der Sicherheit, wie es in dessen Anwesenheit noch niemals in ihr erstandt war. Der Bürgermeister schien dies zu bemerken und begann ein kleines Wasserspiel, um Petrus zu beweisen, daß ihn seine Anwesenheit keineswegs einschüchtere. Er klatschte in der Tiefe die Füße gegeneinander, so daß kleine Wasserquellen und Blasen auffliegen, die er dann mit der Hand in das Seegebiet der Abtissin hinüberschwollte. Diese aber bewirkte mit der Hand noch rechtzeitig kleine Gegenwellen, so daß das Spiel sich Hälfte Weges zerschlug. „So zerstögt sich manche Hoffnung!“ sagte er zur Abtissin.

„Drum ist es gut, sich frühzeitig in der Entzagung zu üben“, erwiderte sie.

„Ja, und man muß jene Leute achten, die uns die Kraft des Gemütes nicht verschwenden lassen, sondern Hoffnungen, die wir vielleicht unrechtmäßig auf sie gründeten, bei Zeiten zerstören. Ich liebe die geraden Leute... Doch wir werden ja gravitätisch!“ lachte er. Aber mit derselben ernsten Miene schickte er eine neue Welle hinüber: „Zerstögt auch diese?“ fragte er leiser mit düsterm Blick. Sie senkte erblichend die Augen und hob mit der Hand eine kräftige Welle, an der sich diejenige des Bürgermeisters zerschlug.

„Auch diese!“ bemerkte sie entschlossen. Da überwand er die Trauer, die seine Seele preßte, zwang sich zu einem Lächeln, welches ihm selber weh tat und fragte: „Ihr wollt überhaupt kein Wasser vom reformierten Ufer?“

„Gia, Herr Bürgermeister! Wie möchten wir Wasser vom Zürichsee gewinnen, da wir jenseits vom Albisberg wohnen. Meine Heimat ist ja Hausen, unten am Sihlwald, Ihr wisst es, und zu Frauental fließt die Lorez rings um das Klosterlein; was brauchen wir da noch des fremden Wassers!“ Auch sie hatte damit den Ernst überwunden und warf Großmann einen heitern Blick zu. In diesem Moment aber war ihr, als ob ein stehendes Auge sich auf sie heftete; unwillkürlich wendete sie sich und sah ins rot angelaufene, finster zürnende Gesicht des Abtes. Großmann bemerkte Magdalenas Erbeben. Da vermochte er seinen Zorn nicht länger zu bemeistern. Der „Mönch“ hatte ihn durch sein stetes Beobachten schon lange gereizt und er wollte diesem das Baden verleidern. Er winkte einem der vier Zürcherherren, die in der Nähe sich mit Kartenspielen die Zeit verkürzten und dabei dem Bürgermeisterwein mit Nachdruck zusprachen. Raum hatte sich der Gerufene wieder zu seinen Gesellen gesetzt, als sie ein ganz neues Spiel begannen, das „Ruttenspiel“; in den Klöstern wurden ja die Karten musterhaft gehandhabt. Indem sie den Figuren die verschiedenen geistlichen Titel und Range beilegten und die figurenlosen Zahnenblätter von neun bis drei mit den lateinischen Benennungen unter Auspielung auf die Klosterzeiten bezeichneten, ergaben sich beim Spiele, das sie laut auslegten, absonderliche Situationen, wie diese: „Das ist die Tertia!“ rief der Auspielende, die Dreierkarte vom Coeur auswerfend. „Um die Tertia da kommt der Mönch!“ bemerkte trocken der folgende; „und zum Mönch kommt auch gleich die Nonne zum süßen Stelldichein“, sagte triumphierend der Dritte, indem er die Coeur-

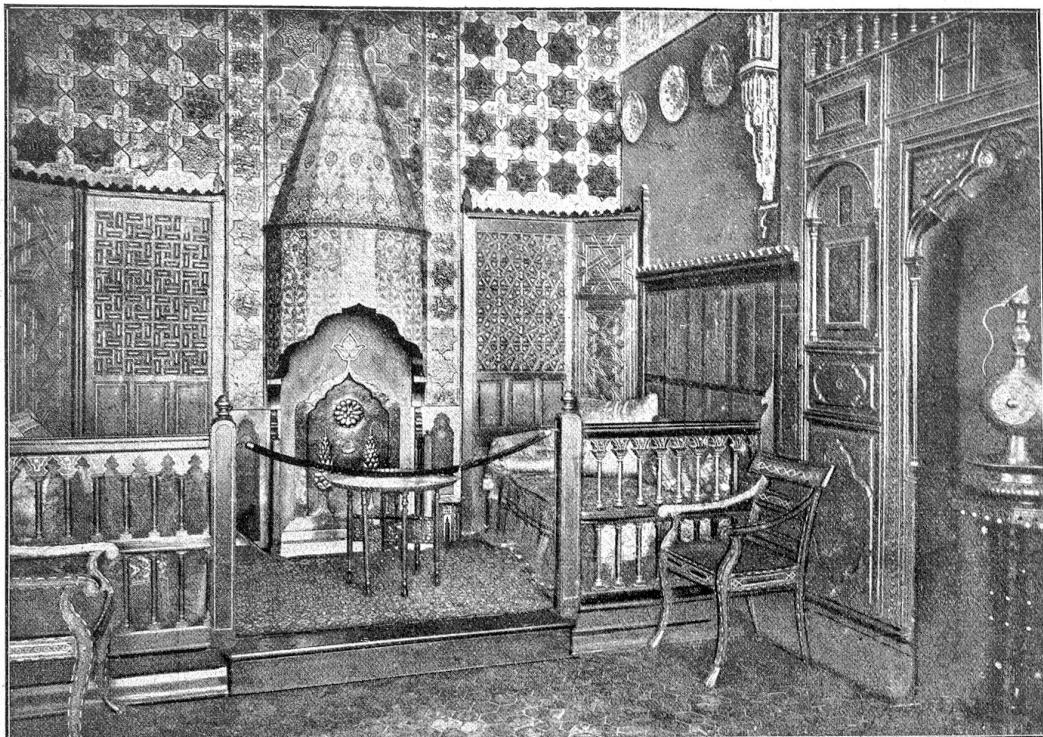
Dame ausspielte; nun wurde vom Auspieler letzter Hand der König als „Abt“ abtrumpfend darüber gelegt, indem er in das unbändige Gelächter, das über dieser Situation entstand, hineinrief und demjenigen, der den Mönch ausgespielt hatte, die wohlgemeinte Lehre erteilte: Mönchli, mußt halt früher aufsteh'n,
Wenn du den Abt willst hintergeh'n!

Petrus schaute dem Spiele eine Zeillang ruhig zu und glaubte durch Ruhe die Spötter dämpfen zu können; doch waren die Situationen bei einem Spiele von achtundvierzig Karten, wie sie damals im Gebrauche waren, so mannigfaltig, daß sie selbst ohne die erfunderischen Zutaten der lebhaften Zürcher eine chaotische Satire auf den Mönchsstand geworden wären; der Abt vermochte es nicht länger im Kreuzfeuer des doppelten Vergnisses auszuhalten und verließ, innerlich wütend und Rache schwörend, die Halle.

Großmann nickte seinen Männer, denen dieser derbe Spaß auf Kosten des mächtigen, hier aber wehrlosen Mannes gelegene Freude machte, dankend zu und ließ eine neue Staube Weines auftragen; nun spielten sie ermuntert das Ruttenspiel weiter; niemand ärgerte sich mehr daran; auch wäre es vergeblich gewesen, da in diesem allgemeinen Bade weder ein Richter noch ein Schultheiß die Spötterei brandmarkte. —

Jetzt brach Agatha, die sich sattsam erwärmt hatte, auf, da ihr nicht nur das heiße Bad, sondern ebenso sehr die lebhafte Unterhaltung mit Schwerter, der es nicht an liebenswürdigem Witz fehlen ließ, zugesezt hatte; Magdalena, Großmann und Schwerter folgten ihr, Frauen und Männer nach verschiedenen Seiten abgehend.

Auch die übrigen Zürcher hielten nunmehr inne, da es Mittagszeit geworden; sie entfernten sich zu dem vom Bürgermeister gespendeten gemeinschaftlichen Mahle. Hierauf bewegte sich die lose Schar, hell und froh, als hätte sie sich von allen Sünden reingewaschen, durchs Haseltor der Stadt zu, um wieder über Wettingen und Höngg am rechten Limmatufer hinauf nach Zürich zurückzukehren, das sie noch vor Anbruch der Nacht erreichen wollten. Der Bürgermeister und sein Töchterlein und viele Gäste, worunter auch der französische Gesandte, der im Auftrage seines Herrn und Königs den Bürgermeister durch Schmeicheleien und, wenn es anging, Bestechungen mürbe zu machen hatte, begleiteten die Mannschaft zu Pferde; Schwerter zu Fuß. Und die Bürger und Bürgerinnen von Baden, ein beweg-



Persisches Empfangszimmer aus der orientalischen Sammlung Moser-Charlottenfels.

liches Völklein, füllten die Gassen mit klingendem Jubel, um den „Freunden von Zürich“ zu beweisen, wie lieb sie ihnen geworden, und wie vortrefflich ein in den Bädern zu Baden zubereiteter Odore auf die Gemüter einwirken könnte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die Orientalische Sammlung im Historischen Museum in Bern.

Nicht alle Berner wissen es, daß ihre Vaterstadt ein Historisches Museum besitzt mit Schätzen, um die manche europäische Hauptstadt sie beneidet. Gar viele mögen seit Jahren das bärenbewehrte Tor nicht mehr gefunden haben, und seitdem es durch die Denkmalmasse auf dem Helvetiaplatz völlig verdeckt ist, kann man es ihnen nicht einmal verargen. Vielleicht hält die Erinnerung an ein kunterbuntes Bielerlei mit Moder- und Naphtthaligeruch sie zurück. Ihnen ist nun dringend zu raten, diese hemmende Erinnerung durch einen erneuten Besuch zu korrigieren.

Das mit dem kunterbunten Bielerlei und dem Madergeruch stimmt nicht mehr. Unser Historisches Museum hat in den letzten 10 bis 15 Jahren eine große Wandlung durchgemacht. Mit dem Neubau (Anbau) sind eine ganze Anzahl neuer Räume geschaffen worden, die es ermöglichen, eine Neuauflistung und Umgruppierung der Gegenstände durchzuführen. Das ganze Museum ist seit zwei Jahren neu geordnet; neue Übersichten sind geschaffen worden; zu stark gefüllte Räume wurden entlastet; heute ist tatsächlich alles an seinem Ort und in seiner sinngemäßen Umgebung. Dazu kommt ein Zuwachs, wie ihn in so kurzer Zeit selten ein Museum erfährt. Im Jahre 1914 wurde dem Berner Historischen Museum bekanntlich die großartige orientalische Sammlung geschenkt, die der Schaffhauser Bürger und Weltreisende Henri Moser während einer 48jährigen Sammeltätigkeit geäußnet hat. Seit 1922 ist diese Sammlung in einem eigens für sie erstellten, an das Museum angeschlossenen Neubau untergebracht und dem Publikum zugänglich.

Diese Mosersche Sammlung vor allem sollte jeder